

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 6

Artikel: Aus meinem afrikanischen Skizzenbuch
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664858>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

chen mit den Blicken verfolgend, während es mit seinem Begleiter langsam bergauf schritt. Jetzt mußte er schon ganz in die Ecke sich stellen, um sie noch zu sehen. Jetzt — war sie verschwunden.

Er trat vom Fenster hinweg. Er lauschte. Alles war totenstill. Die Einsamkeit stierte ihn an. Plötzlich nahm er einen Anlauf und hinkte nach der Straße hinunter.

Die beiden Reisenden waren nicht mehr zu sehen.

Er spähte umsonst hinauf.

Da kehrte er zur Hausbank zurück.

Die Sonne erreichte sie nun nicht mehr. Er mochte sich nicht in den frostigen Schatten setzen. Er stand und blickte zu Boden. Jetzt sah er Bethli nie mehr, dachte er. Er fühlte, daß er keinen einzigen Faden anzuspinnen vermocht hatte, der sie und ihn wieder verbunden hätte.

Was war er doch für ein Tölpel! Hätte er nicht von den gemeinsamen Leidestagen mit Bethli reden können und davon, daß sie sich gut verstanden hatten? Es würde ein anderes Wesen in das Wiedersehen gekommen sein. — Bah — ihm geriet eben alles daneben mit den Menschen!

Er spürte, wie Bethli jetzt mit dem Vater wanderte und sich an der Reise freute, wie sie keinen Gedanken, keine Zeit mehr für ihn hatte.

Er lief hinter's Haus, durch den Garten, durch die Wiesen. Ohne zu wissen wie, fand er sich am Stall. Er trat ein. Eine Kuh sah sich nach ihm um. Er legte ihr den Arm über den Rücken. Leise drängte das Tier den Kopf näher zu ihm. Das packte ihn so, daß ihm fast Tränen kamen. Tiere, dachte er, ja Tiere, aber — Menschen?

(Fortsetzung folgt.)

Die stille Stadt.

Liegt eine Stadt im Tale,
Ein blasser Tag vergeht;
Es wird nicht lange dauern mehr,
Bis weder Mond noch Sterne,
Nur Nacht am Himmel steht.

Von allen Bergen drücken
Nebel auf die Stadt;
Es dringt kein Dach, nicht Hof noch Haus,
Kein Laut aus ihrem Rauch heraus,
Kaum Türme noch und Brücken.

Doch als den Wanderer graute,
Da ging ein Lichtlein auf im Grund;
Und durch den Rauch und Nebel
Begann ein leiser Lobgesang,
Aus Kindermund.

Richard Dehmel.

Aus meinem afrikanischen Skizzenbuch.

Constantine.

Von Ernst Eschmann.

Constantine, eine Stadt, die keiner vergessen kann, der einmal seinen Fuß auf diesen wundervollen Fleck Erde gesetzt hat. Der Europäer stellt gerne Vergleiche an und läßt die großen Handelsplätze und Kunststätten seines Kontinentes in Gedanken an seinem innern Auge Revue passieren: Paris, London, Rom, Wien, Berlin. Keine dieser Kapitalen vermag den ungewöhnlichen Eindruck verblaffen zu lassen, den die trotzig-felsenhafte Stadt noch jedem Besucher gemacht hat. Freilich, sie wirkt nicht durch die Ausdehnung und die Höhe der Einwohnerziffer, nicht durch die mondäne Eleganz des Lebens, nicht durch moderne Prunkbauten, durch Museen und Kunstsammlungen. Ihr Reiz und Wert liegt in der Originalität der Eingebore-

nenviertel, im bunten Treiben, das die Straßen und Steige erfüllt, in den vieldeutigen Spuren, die die lange, wechselvolle Geschichte auf der ehemals phönizischen Gründung gezogen hat, vor allem aber in der einzigartigen Lage, im mächtigen, geschwungenen Einschnitt der Rummelschlucht, die in weitem Bogen die Stadt umschließt.

Der Reisende, der vor wenigen Stunden in Philippeville zum ersten Male afrikanischen Boden betreten und in der Treibhausluft der Küste sich nicht sonderlich wohl gefühlt hat, atmet in Constantine auf. Denn die 80 Kilometer Eisenbahnfahrt haben ihn nicht nur südwärts ins Land hinein geführt, sie trugen ihn auch 650 Meter über die Meeresfläche empor.

Und der Himmel ist restlos gesäubert worden!

Afrikanisches Wetter! Was für ein köstliches Geschenk! Besonders der Schweizer, der die Lücken der Witterung kennt, empfindet die Stabilität der klaren Tage als Wohltat. Die Sicherheit wächst, je mehr man der Wüste zustrebt. Hier ist's noch behaglich und warm. Und doch stehen wir schon mitten im Oktober.

schaffen ein wunderliches Bild. Hier wie dort, wo die Einheimischen wohnen, blüht eine verschwenderische Fülle volkstümlichen Lebens.

Friedlich wohnen sie nebeneinander, Katholiken, Juden, Mohammedaner. Christliche Kirche, Synagoge und Moschee nehmen die Gläubigen auf.

Es lockte uns, eine Moschee zu betreten. Unser arabischer Führer, ein junger, kurzweiliger



Constantine und die Brücke Sidi Rached.

In der Zeit, da bei uns zu Hause die Nebel heranschleichen, die Herbststürme übers Land jegen und Regenfluten an die Fenster peitschen.

Der blaue Himmel ist wohl auch schuld daran, daß der Bewohner von Constantine sein Leben so unbekümmert an die Öffentlichkeit, auf Straßen und Plätze verlegt. Man geht wie auf einer kurzweiligen Bühne. Reges Treiben herrscht in den engen Gassen. Der Händler bietet vor der Höhle seines Ladens die Waren aus. Im Judenviertel, das viel charakteristische Köpfe besitzt, wird um Gab und Gut, um alte Kleider und Tiere, um Teppiche und Juwelen gefeilscht. Schreie gellen um alle Ecken. Die weißgewandeten Männer bringen Fische und Krebse, Früchte und Backwerk aller Art. Die verhüllten Frauen huschen leise bergan und

Bursche im türkischen Fez, half uns in die Pantoffeln schlüpfen, ohne die wir die heilige Stätte nicht hätten betreten dürfen. Der quadratische Raum ist mit schönen Teppichen ausgeziert. Hübsche Säulen bilden Bogengänge, die die etwas einförmige Halle beleben. Auch die Gelasse im obern Stockwerk bieten nicht mehr Abwechslung.

Ein starker Glaube, auch Aberglaube scheint dem Araber eigen zu sein. Gerne behängt er sich mit Amuletten, die vor mancherlei Unheil schützen sollen. Unser Führer verläßt das geweihte Haus nicht, ohne einen Schluck von dem aufgestellten und so geheiligten Wasser getrunken zu haben. Er schlürft es in der Überzeugung, daß es ihm Glück bringt.

Und weiter geht's, treppauf und -ab. Die



Constantine.

Phot. Rob. Meier.

Wege sind eng. Ungeziefer aller Art hat sich in den Bäckereien und Metzgerläden eingenistet. Fliegen summen und schwirren um die aufgehängten Fleischstücke. Die Netze sind nicht Schutz genug.

Dort geben sich Gegenwart und Vergangenheit ein interessantes Stelldichein. Wir haben das prunkvolle Palais Hadj Ahmeds erreicht. Der letzte Bey hat hier sein Szepter geschwungen. Er verstand schon zu leben! Alte Gemälde und kunstvolle Werke in Mosaik schmücken die Wände. Im Garten wuchern üppig seltene Blumen, reiches Gesträuch, eine exotische Pflanzenwelt, die den Fremdling berückt. Freilich, die beste Zeit der Blüte ist vorbei. Wie die Zeit der einheimischen Machthaber verstrichen ist. Heute sind die Franzosen hier die Herren. Höhere Offiziere gehen aus und ein. Durch ein Fenster entdeckt man europäisches Militär an der Arbeit.

Von den Frauen, mit denen sich der begüterte Bey umgeben, ist nichts mehr zu entdecken. Die mündliche Überlieferung weiß noch viel von

ihnen zu erzählen. Nicht alle scheinen ihrem gestrengen Gebieter zu Willen gewesen zu sein. Treulose, ungeduldige waren darunter. Doch wehe ihnen, wenn sie die Ungnade des allmächtigen Herrschers erfuhren! In einen Sack wurden sie gebunden, zusammen mit einer Raze, und über die Felsen in die Kummelschlucht geworfen. Eines grauenvollen Todes waren sie sicher.

Die Kummelschlucht, sie ist das Paradiesstück, die große Sehenswürdigkeit von Constantine. Gewaltig muß es sein, wenn in wasserreicheren Tagen der Fluß in der Tiefe sich durch die Felsen zwingt, wenn er heraufrauscht und wenn es kocht in den ausgewaschenen Becken. Im Oktober, da der Sommer hier noch ein zähes, aber angenehmes Nachspiel aufführt, liegt die tiefste Rinne still und fast trocken da. Aber zu bestaunen gibt's noch genug. Vorab die weitgespannten, langen Brücken, die in schwindelnder Höhe die Ufer verbinden, wie zum Beispiel der Pont d'El Kantara, der das Bahnhofquartier mit dem Zentrum der Stadt verbindet. Dem Be-



Constantine. Straße im Eingeborenenviertel.

sucher ist es bequem gemacht, die ganze Schlucht zu durchwandern. Der Chemin des Touristes führt ihn hinunter bis zur Sohle des Tales und zwei Kilometer weit an den schreckhaften Abstürzen vorbei, über denen die Stadt errichtet wurde. Und dort, wahrhaftig, klettert von höchster Höhe ein Pfad hinunter zu einer unwirklichen Behausung auf halber Höhe. Wie ein Habichtsnest klebt sie an der Wand, und eine Höhle führt in die Felsen hinein. Menschen wohnen dort wie vor zwei, vor dreitausend Jahren. Der Schlupf kennt weder Treppe noch Fenster. Stube, Küche und Schlafraum sind eins. Am Eingang gähnt der Abgrund.

Wie ein Gefängnis ist heute die Schlucht, so heiß und dumpf. Kein Lüftchen regt sich. Ein schwerer Druck lastet auf der Stirn. Nur zähe rühren sich die Gedanken. Die Muskeln werden schlapp. Unser Führer stürmt voran. Das schmale Weglein schlängelt sich auf und nieder, beschreibt einen Bogen um vorspringende Felsen, spielt Verstecken und kommt plötzlich wieder zum Vorschein. Vorne, ganz unten bereitet es dem Gaste eine köstliche Überraschung. Die Laune der Natur hat es gewollt, hier eine warme Quelle sprudeln zu lassen. Eine Halle ist

gebaut und willkommene Gelegenheit geboten, ein Bad zu nehmen. Das Wasser füllt das zimmergroße Bassin, und hinein springen wir und tauchen und pusten und spritzen, daß es eine Freude ist. Zum Schwimmen langt es kaum. In zwei, drei Zügen hat man das andere Ende erreicht. Aber was für ein Labfal ist das Bad tief unten in der Rummelschlucht!

Über uns hat sich der Himmel überzogen. Es dämmt. Mit der hereinbrechenden Nacht zieht ein Gewitter herauf. Blitze zucken. Donner rollen und widerhallen an den fahlen Felsen. Zeit wird es aufzubrechen. Viele Stufen geht es hinan, unendliche Kehren nach links und rechts. Nun fallen schon die ersten Tropfen. Aber dem Herbst ist's nicht ernst mit diesem Gusse. Nur ein lustiges Intermezzo wirft er in den Abend und zeigt bald wieder heitere Miene.

Constantine bei Nacht! Das Leben flutet nicht minder auf den Straßen. Die Kaffees füllen sich. Doch die Frauen haben sich zurückgezogen. Wo noch eine sich blicken läßt, ist's eine Europäerin.

Seltam mutet den Fremdling die Vermengung der so unterschiedlichen Elemente an.

Friedlich gehen sie aneinander vorbei, die Araber und die Franzosen, und doch ahnt man dahinter die unruhigen Zeiten der Okkupation. Aber das Feuer ist erloschen. Kaum, daß noch die Asche raucht. Mit klingendem Spiel ziehen die Soldaten vorbei, sie sind die Herren. Über das Meer sind sie gekommen und haben ihre Fahne im fremden Lande aufgepflanzt. Andere Sitten und Anschauungen haben sie mitgebracht, aber gewiß auch vieles, das den Einheimischen eingeleuchtet hat. Straßen und Eisenbahnen

haben sie bekommen. Aber ihre Muttersprache haben sie sich nicht rauben lassen. Ihr Herz spricht noch arabisch. Sie hängen auch alle an ihrer altgewohnten Kleidung.

Gegen elf Uhr entvölkern sich die Straßen. Aber man hat keine Lust, zu Bett zu gehen. So schön ist's, durch die mondbeschienenen Gassen zu streichen. Die weißen Dächer blitzen, und von der andern Seite der Schlucht glitzern die jähren Wände herüber. Wie von Silber tropft's, und eine wohlige Kühle krönt den heißen Tag.



Constantine. Inneres des Palastes des Dar El Bey.

Fata morgana.

Berge, frei im Äther schwebend,
Palmen ohne festen Grund,
Hüften, aus dem Nichts sich hebend,
Flimmerdunst im weiten Rund;
Blaue Flut im heißen Sande,
Wo noch nie ein Tropfen fiel!
Also treibt mit dem Verstande
Steppenluft ihr Gaukelspiel.

Aber immer, immer wieder
Täuscht der Trug dich, Menschenkind!
Welch ein trügerisch Auf und Nieder,
Leis bewegt vom trocknen Wind!
Neuer Tatkraft Wunderflammen
Lodern mächtig im Gemüt.
— Plötzlich sinkt der Spuk zusammen,
Und die leere Steppe glüht. Jacob Geß.